

# MARTIN GERBERT, FÜRSTABT VON ST. BLASIEN

Verfasser:

Dr. Ludwig Kästle, Pfarrer in Oberweier.  
Zum 100-jährigen Bestehen der Waisen- und Sparkasse

Abschrift: G. Boll

Stand: Aug. 2012

Erläuterung zur Abschrift:

- [##] Seitenwechsel im Originaldruck (Seitenzahl [davor/danach])
- 20 neue Fußnotennummer im Text
- 20 \*) neue Fußnotennummer (altes Fußnotenzeichen) im Fußnotentext  
(im Originaldruck seitenweise Neummerierung)
- Der doppelte Fraktur-Bindestich wurde durch den einfachen ersetzt
- s/s Die Unterscheidung zwischen weichem und hartem s wurde aufgehoben.
- J/I Das große J, in Fraktur auch als I benutzt, wurde beibehalten.
- ch ck tz Ligaturen von Buchstabenkombinationen wie ch, ck, tz, st, ... wurden nicht dargestellt
- ec. Ersatz für die nicht verfügbare Ligatur für die Abkürzung von et cetera

Das Buch wurde bis auf die genannten Ausnahmen buchstabengetreu übertragen, dennoch ist mit unerkannten Übertragungsfehlern zu rechnen.

**— Beginn der Abschrift auf der nächsten Seite. —**

Martin Gerbert  
Fürst-Abt  
von  
St. Blasien

Von  
Dr. Ludwig Kästler  
Pfarrer zu Oberweier.

---

Festgabe des Verfassers zu der am 28. Juni 1868 in Bonndorf stattfindenden  
Feier des hundertjährigen Bestehens der von Gerbert gegründeten Waisen- und  
Sparkasse.

---

Lahr  
Druck von Chr. Schömperlen  
1868<sup>[1/2/3]</sup>

Es war einer jener wonnigen Tage des Spätjahrs im Anbruch, wie sie nicht selten der Septembermonat bringt; jener Tage, wo die Natur ihr Jahrestagewerk vollendet hat und noch Einmal, ehe sie zur Sabbathruhe eingeht; ihren Zauberreiz in seiner ganzen Fülle ausstrahlt; wo die Seele, dankbarer als sonst, das milde, weiche Sonnenlicht einathmet, und sich so gerne jener melancholischen und doch süßen Stimmung hingibt, unter deren Einfluß schon mancher gute Gedanke für Zeit und Ewigkeit zur Ausführung herangereift ist.

Eben war Maria-Geburt vorüber, der zum Sprüchwort gewordene Termintag für die „Schwalben und Studenten.“ Die Einen sammelten sich in großen Zügen zur Abreise in's mildere Land; die Andern gingen einzeln, paarweise oder auch in Gruppen von Mehreren, nach verschiedenen Richtungen der süßen, trauten Heimath zu.

Am Fröhnmorgen eines solchen Tages im Jahr 1736 wanderten zwei junge Leute von verschiedenem Alter durch jenes Thor der Stadt Freiburg, welches heute noch schon durch seinen Namen den Weg nach dem Schwabenlande weist. Fast Alles lag noch in tiefem Schlummer; nur in der alten Schmiede links vor dem Thore, die heute noch besteht, war schon reges Leben; lustig sprühten die Funken unter den wuchtigen Schlägen des Hammers. Das störte wohl kaum die Umwohnenden, denn sie waren daran ebenso gewöhnt, wie an das Rufen der Thorschildwache, die soeben Ablösung verlangte.

Schweigend gingen die Jünglinge eine Zeit lang einher, überschritten die Dreisambrücke, bogen dann rechts von der Heerstraße ab und hatten

schon das Gebiet von Zarten, dem alten keltischrömischen Tardunum, der mittelalterlichen Mark Zaroduna erreicht, als der zarte herbstliche Nebelschleier sich in der Frühsonne vollends lichtete. Noch einmal rückwärts blickend, sandten sie der Kreuzblume des Freiburger Münsters die letzten Scheidegrüße. <sup>[3/4]</sup>

Von Kirchzarten aus lenken sie abermals rechts ab; ihr nächstes Ziel ist offenbar der Feldberg, dieser Rigi des Schwarzwalds. Lassen wir sie in jugendlichem Frohmuth den nicht unbeschwerlichen, zum Theil steil ansteigenden Weg zurücklegen und, wenn sie oben angelangt sein werden, die herrliche Fernsicht auf die Riesengletscher der Schweiz, auf die Vogesen, das Elsaß und den Kaiserstuhl, dann über die Schwarzwaldkette bis zu den vulkanischen Bergkegeln des Hegaus genießen und schließlich in einer der Feldberghütten Siesta halten. Wir werden unterdessen die Zeit benutzen, dem freundlichen Leser einige Aufschlüsse über ihre Person zu geben.

Halb und halb ist es schon verrathen: unsere jungen Wanderer waren Studenten. Das vorderösterreichische Schwaben war ihre Heimath. Gemeinsam hatten sie an Allerheiligen des vorigen Jahres den Weg nach der Breisgauerstadt gemacht; gemeinsam kehrten sie jetzt wieder heim, nachdem das Schuljahr für Beide sich aufs Ehrenvollste geschlossen.

Von Haus aus, wenn nicht dürftig, doch auch nicht reich, waren dagegen Beide mit vorzüglichen Anlagen des Geistes ausgestattet. Damit verbanden sie ausdauernden Fleiß und jene Liebe zur Wissenschaft, die das jugendliche Gemüth mit Begeisterung erfüllt und zu rastlosem Eifer anspornt. Vieles war ihnen so gemeinsam; auch die Liebe zur Musik war es, der ein großer Theil der freien Zeit geopfert ward. Im Uebrigen hatten auch sie ihre Verschiedenheiten. So gingen ihre Plane für die Zukunft aneinander. Den Einen zog's hinaus in die Welt; er wollte wirken als Rechtskundiger, als Richter, als Beschützer und Vertheidiger des Rechts und der Unschuld, als unerbittlicher Feind und Verfolger des Unrechts und des Verbrechens. Der Andere, nur einige Jahre jünger, war entschlossen, seine Talente der heiligen Wissenschaft und dem Dienste Gottes zu weihen. Aber wo? wie? In der geräuschvollen, ruhelos bewegten Welt, oder in der Stille eines die Wissenschaften pflegenden Klosters? Darüber war er noch nicht in's Reine gekommen; die Frage beschäftigte seinen Geist lebhaft und gerade heute lebhafter als je.

Rüstig bergabschreitend hatten die beiden Wanderer das Dorf Menezschwand bereits hinter sich, als die herbstliche Sonne sich zu neigen begann und die kahle Kuppe des Feldbergs mit jenem eigenthümlich zarten Violett bekleidete, das zu den schönsten <sup>[4/5]</sup> Tinten der Gebirgswelt gehört. Der Weg führte jetzt bald links bald rechts am Rande des Albflüßchens dem Thalkessel zu, dessen Mitte das altehrwürdige Gotteshaus „Sankt Blasien“ einnahm.

Dieses Kloster war für heute das Ziel unserer Wanderer. Freundlicher Anfnahme durften sie dort sicher sein. Was war es doch Schönes um jene allgemeine Sitte früherer Zeit, daß die Klosterpforten sich gastlich jedem

Studenten öffneten; daß er Tage lang dort verweilen, die Bibliotheken benutzen und, wenn die Zeugnisse besonders gut lauteten, namhafte Unterstützung erwarten durfte.

Unsere Beiden hatten glänzende Zeugnisse in der Reisetasche. Ueberdies war der ältere von ihnen verwandt mit dem Prior. Jhm verdankte er zumeist Anregung und Mittel zum Studium. War darum heuer nicht das Erste Mal, daß er beim Beginn der Herbstferien den Weg zur Heimath auf dem Umweg über St. Blasien nahm. Eine Stunde hatten sie noch zum Kloster. Noch sahen sie es nicht; aber ein sanfter Thalwind brachte ihnen wie aus nächster Nähe die klangreichen Töne der Klosterglocke, die eben den Beginn der Mette verkündete. Wer hat jemals in feierlicher Abendstunde den Glockenklang eines einsam gelegenen Gotteshauses vernommen, ohne daß die Saiten der Seele davon wiederklangen in Andacht und Rührung, ahnend, bittend, verlangend nach Ruhe und Frieden?

Als die beiden Wanderer durch das massive Thurmthor in das Klostergehöfte und über die breite Treppe in die Abteikirche getreten waren, gingen gerade die Laudes zu Ende. Es folgte noch das Salve Regina, jene herrliche Schlußantiphon, mit welcher die Kirche seit so vielen Jahrhunderten zu verschiedenen Tageszeiten die vom Engel begrüßte Jungfrau wieder grüßt. Hat wohl Jemand in unsern Tagen je Einsiedeln besucht, ohne von jener uralten Weise, in der die dortigen Benediktiner jeweils nach der Vesper das Salve singen, ergriffen worden zu fein?

Nachdem der St. Blasianerbrüder Chor das letzte Responsorium „Amen“ wie üblich ohne Begleitung der Orgel gesungen, fiel jetzt diese wieder ein, sanft, beruhigend; es war als ob, indem die Hand des Organisten über die Tasten gleitete, seine eigene Seele noch ein besonders tiefinniges Abendgebet in die dahinwogenden Tonwellen ergießen wollte. Als der letzte Accord ausgeklungen hatte, erhob sich der ältere unserer beiden Bekannten, <sup>[4/5]</sup> um den Oheim zu begrüßen und den Reisebegleiter vorzustellen. Schwer wurde es diesem, die Stelle der Kirche zu verlassen, auf der er gekniet. Was er hier empfunden, war mehr als ein augenblickliches Gefühl. Mitten im feierlichen Choral, im schwellenden Orgelton hatte er eine innere Stimme gehört, die ihm deutlich, unabweisbar sagte: „Hier und nirgend anders wirst du deine Ruhe finden.“

Lassen wir über diesen feierlichen Abend eine Anzahl Jahre vorübergehen, nicht gar viele.

Es war wieder ein Herbsttag, nur etwas später im Jahre.

Im Stifte St. Blasien herrschte freudige Anfreugung. Die Wahl eines neuen Abtes war vorüber und so ausgefallen, wie es Jeder im Stillen erwartet und der verstorbene Abt sehnlich gewünscht hatte.

Wieder ertönten die Orgelklänge der Klosterkirche, in vollen festlichen Accorden gewaltig dahin rauschend, die Stimmung der Seele überwältigend; und, was die Orgel jubelte, das trugen die Festglocken des Klosters in ihrer gewaltigen Sprache hinaus in's ganze Thal und über die Berge hinüber.

Das Te Deum für die glückliche Wahl war zu Ende, Glocken und Orgel hatten ausgetönt; der neue Abt schritt durch die Reihen seiner seitherigen Brüder und nunmehrigen Söhne, die meisten viel älter als er; jeden Einzelnen segnend und väterlich küssend. Dann verließ er den Chor und begab sich in die Kirche nahe zum Portal, in einen Seitenstuhl.

Dort hatte er vor 28 Jahren zum ersten Mal gekniet, dort hatte er einst jene Stimme gehört; dort wollte er heute abermals um Erleuchtung bitten.

Denn der neue Prälat und Reichsfürst war kein anderer, als eben jener bescheidene Jüngling, den wir auf seiner ersten scheinbar so zufälligen Wanderung nach jener gottgeweihten Stätte begleitet. Er war berufen, nicht nur dem Kloster, sondern der ganzen Kirche, der Wissenschaft und dem Jahrhundert eine hohe Zierde zu werden.

Martin Gerbert, als Abt von St. Blasien Martin der Zweite, stammt aus dem Geschlechte der von Gerbert und Hornau, einer Familie, die vor der Reformation ihren Wohnsitz in Basel hatte, in Folge der Religionswirren aber die Heimath verließ und in's Vorderösterreichische auswanderte, wo sie <sup>[6/7]</sup> sich in der schwäbischen Stadt Horb am Neckar, in der niedern Grafschaft Hohenberg, ansäßig machte. Der Name der Familie darf wohl nicht zur Annahme verleiten, daß die äußeren Verhältnisse derselben die einer adeligen waren. Um so größeren Glanz verlieh dieser braven Familie der Sprößling, der ihr am 12. August 1720 in genannter Stadt Horb geboren worden war.

Martin besuchte zuerst die niederen Schulen zu Ehingen in Schwaben. Dann kam er nach Freiburg in die Lateinschule, welche damals von den Jesuiten geleitet wurde.

Zu der Zeit, da wir ihn auf einer Ferienreise nach St. Blasien begleiteten, war er 16 Jahre alt. Noch im gleichen Spätjahr trat er dort in's Noviziat und bereits im darauf folgenden Jahre, am 28. September 1737, wurde er zur Profeßablegung zugelassen. Nachdem er die philosophischen Studien absolvirt, begann er das der Theologie und erhielt am 30. Mai 1744 die Priesterweihe. Schon während dieser Vorbereitungsjahre auf späteres öffentliches Wirken erregte sein Talent das größte Aufsehen, wie ihm sein erstaunlicher Fleiß die Bewunderung Aller zuzog. Neben den verschiedenen theologischen Spezialfächern pflegte er mit ungemeiner Vorliebe die Geschichte, ohne darüber sein eifriges Studium der alten und neuen Sprachen auszusetzen oder sein Lieblingsstudium: die Theorie der Musik zu vernachlässigen.

Als Klosterämter wurden ihm zuerst die philosophische, dann die theologische Professur übertragen. Gerbert verwaltete sie zehn Jahre mit ungewöhnlicher Liebe und Sorgfalt. Durch vortreffliche Auswahl und Heranbildung junger Kräfte arbeitete Gerbert hier schon an der Verwirklichung seiner Idee: das Stift St. Blasien zu einer ähnlichen Wirksamkeit zu erheben, wie sie die Congregation der Mauriner entfaltet hatte. In der That, was Mabillon für jene geworden war, das war Gerbert für die St. Blasianer: Seele und Triebfeder des Ganzen, Muster und Vorbild Aller; Alle wußte er für die Wissenschaft zu begeistern; jedem Einzelnen war er

liebreicher Rathgeber und Führer, jedem Einzelnen wußte er den seinem Talent, seiner individuellen Begabung entsprechenden Wirkungskreis anzuweisen. Er war von der Ueberzeugung ganz durchdrungen, daß eine religiöse Gemeinschaft als solche ungleich mehr und Größeres zu leisten im Stande sei, als eben so viele noch so tüchtige Kräfte, wenn sie nur vereinzelt wirken. <sup>[7/8]</sup>

Für Gerberts wissenschaftliche Strebsamkeit war frühzeitig eine überaus glückliche Vorbedingung eingetreten. Bald nach Uebernahme des theologischen Lehramtes wurde er nämlich mit der Beaufsichtigung und Leitung der Klosterbibliothek betraut. Da war Gerbert in seinem Elemente; da verfügte er über den ganzen großen Reichthum unschätzbarer Quellen, welche der Fleiß seiner Vorgänger seit einem Jahrtausend zusammengetragen hatte.

In der ergiebigsten Weise nützte Gerbert die für sein Streben so vorteilhafte Stellung aus; zunächst zu einer großen Reihe gelehrter Forschungen, hauptsächlich auf dem Gebiete der ältesten wie der mittelalterlichen Kirchen- und Profangeschichte. Auch bereitete er sich in derselben Stellung auf die gelehrten Reisen vor, die er in der Folge unternahm, um seine Materialien zu der „Alten Liturgie Alemanniens“ und seiner „Geschichte des Kirchengesangs und der heiligen Musik überhaupt“ sowie der „Sammlung kirchlicher Schriftsteller über die Musik, insbesondere die heilige“ zu vervollständigen. Schon 1759 hatte er eine Reise nach Paris unternommen, die ihm theils durch Benutzung der dortigen Bibliotheken, theils durch den persönlichen Umgang mit den Celebritäten der Gelehrtenwelt von sehr großem Gewinne war. In den Jahren 1760 und 1761 bereiste er das ganze ehemalige Alemannien, sodann Schwaben, Bayern, Salzburg; im letztgenannten Jahre trat er eine weitere Reise nach dem Süden an, durchwanderte ganz Italien und hielt sich während des Jahres 1762 längere Zeit in Rom auf. Die summarischen Ergebnisse dieser gelehrten Reisen veröffentlichte Gerbert auf den dringenden Wunsch seiner Obern. Das von ihm in lateinischer Sprache geschriebene Buch (*Iter Alemannicum, accedit italicum et gallicum*) erhielt mehrere Auflagen und wurde, aber nicht von ihm selbst, in's Deutsche übersetzt. Gerbert reiste indessen keineswegs bloß als Geschichtsforscher und Urkundensammler. Er verstand es eben so gut, in den Herzen als in den Büchern zu lesen und sah einen Hauptgewinn seiner Wanderungen in der Bereicherung seiner Menschenkenntniß.

Als im Jahre 1764 die Congregation St. Blasien einen neuen Vorsteher brauchte, war der Convent keinen Augenblick im Zweifel, wer am würdigsten und tauglichsten sein möchte, den Hirtenstab über ein so großes Gemeinwesen zu führen. Wollte man einen Mann voll der ernstesten Gottesfurcht und Frömmigkeit, <sup>[8/9]</sup> so mußte man Gerbert wählen; wollte man den wissenschaftlichen Glanz des Stiftes erhalten und erhöht sehen, so konnte man nur ihn im Auge haben, dessen gelehrter Ruf den Namen „St. Blasien auf dem Schwarzwald“ schon längst weit über die Grenzmarken des heiligen römischen Reiches deutscher Nation getragen hatte.

Am 15. Oktober des genannten Jahres wurde Gerbert gewählt, und am darauffolgenden 11. November feierlichst benedicirt. Er stand damals im 45. Jahre seines Lebens und war der 46. Abt des Klosters St. Blasien. Die Krone, die er als freier Reichsfürst zutragen hatte, konnte ihm keinen Glanz mehr geben; sie mußte ihn von ihrem neuen Träger leihen.

Werfen wir einen raschen Blick auf St. Blasiens Geschichte.

Dort in jenem abgelegenen, ziemlich rauhen Thale des Schwarzwaldes, welches die Alb durchfließt, war schon tief im vorigen Jahrtausend reges gesittetes Leben. Hat eine Ueberlieferung des ganzen Mittelalters Grund, so waren es schon um die Zeit der Diocletianischen Verfolgung Bekenner des christlichen Namens, welche jene Einsamkeit aufgesucht hatten, um daselbst ungestört im Bekenntniß und der Uebung ihres Glaubens zu leben. Fast außer Zweifel erscheint es, daß wenigstens im fünften Jahrhundert Anbauer sich hier vorgefunden haben. Sie lebten unter sich als Brüder, leisteten Einem aus ihrer Mitte, den sie einfach Vater nannten, Gehorsam, während sie „dem Dienste Gottes, den göttlichen Wissenschaften und der Handarbeit oblagen.“ Nach und nach vermehrte sich ihre Zahl, so daß die „Brüder an der Alb“ sich ein größeres Haus, anfangs nur von Holz, erbauen mußten. Die „Albzelle“ wurde immer mehr eine Pflanzstätte der christlichen Religion, der Cultur und der wissenschaftlichen Bildung. Als die Regel des heiligen Benedict allmählig bei den meisten klösterlichen Verbrüderungen des Abendlandes Eingang fand, wurde auch die Albzelle ein Benedictinerkloster. Damals blühte nämlich und war weit berühmt durch klösterliche Zucht und rege Pflege der göttlichen Wissenschaften das Gotteshaus Rheinau, eine frühe welfische Stiftung. Mit diesem Kloster kam die Albzelle auf folgende Weise in engeren Verband. Der Gruud und Boden auf dem die Brüder an der Alb sich angesiedelt, gehörte Herren Sigemar, einem vornehmen, gottesfürchtigen Manne. Derselbe vergabte seine Besitzungen an <sup>[9/10]</sup> der Alb, in seinem und seines Sohnes Luither Namen und zu Beider Frommen, an die Brüder von der Rheinau unter der Bedingung, daß dorten an der Alb fortan nach der Regel des hl. Vaters Benedictus Gott gedienet und Maria verehret werde.

Luither selbst, der Sohn des Schenkers, war Mönch zu Rheinau gewesen und in der Folge nach der Albzelle übergesiedelt um die Benedictinerregel dorhin zu verpflanzen. Die Urkunde, in welcher Ludwig der Deutsche dem Kloster Rheinau die Schenkung der „Albzelle im Albgau“ (in Alpigove) bestätigt, ist vom Jahre 858. Als in der Folge die Reliquien des heil. Bischofs und Märtyrers Blasius von Rom nach Rheinau und von da nach der Albzelle gekommen waren, nahm dieses Kloster dem genannten Heiligen zu Ehren den Namen St. Blasien an. Schon in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts finden wir St. Blasien als eine eigene durchaus selbstständige Abtei. Zum ersten Abt wählten die Brüder ihren in der Frömmigkeit erprobten Prior Beringerns, dem sofort der heil. Conrad, Bischof von Constanz, die Weihe ertheilte. Bald übertraf das ehemalige Tochterkloster an Wachsthum und Blüthe die Mutter, was vorzüglich der für ein Kloster so günstigen Lage St. Blasens in nicht leicht zugänglicher Gebirgsgegend



zuzuschreiben; während das Kloster Rheinau durch seine offene Lage am Rheinstrom von Zeit zu Zeit unter den verheerenden Streifzügen der Ungarn zu leiden hatte. Im Jahre 945 ließ sich der reichbegüterte durch seine Tapferkeit berühmte Ritter Reginbert von Seldenbüren, vertrauter Freund des Kaisers Otto, unter die Zahl der Brüder aufnehmen und vergabte seine Besitzungen an die Religiosengenossenschaft an der Alb. Kirche und Kloster wurde neu gebaut und es beginnt St. Blasien's Glanzperiode. Gegen Ende des 11. und im 12. Jahrhundert war der Zudrang zum Kloster so groß, daß wie der Chronist Bernold von Constanz sagt, in St. Blasien wie auch in Hirschau sogar die niedersten Dienste, welche sonst weltliche Personen besorgten, durch die Religiösen selbst verrichtet wurden. Sowohl durch die Privilegien der Kaiser als auch die Schirmbullen der Päpste, besonders aber durch zahlreiche Schenkungen wurde St. Blasien reich und blieb es auch in späterer Zeit, wenn gleich der Bauernkrieg und später der dreißigjährige ihm manche schwere Wunde schlug. Im Jahr 1746 wurde der Abt von St. Blasien für sich und seine Nachfolger von Kaiser Franz I. in den Reichsfürstenstand erhoben. [\[10/11\]](#)

Doch dieser mit der Würde eines Abtes von St. Blasien verbundene weltliche Glanz war es nicht, was dieses Stift in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem der berühmtesten Institute der katholischen Welt machte. Wohl aber war es das so rege religiöse und wissenschaftliche Leben, welches in St. Blasien aufs Eifrigste gepflegt und womit der Aufgabe entsprochen wurde, die schon Abt Blasius II. dem Kloster gestellt; „Ordensleute heranzubilden und im Kloster zu haben, welche vor Allem fromm, dann aber gelehrt und dadurch sowohl sich als der Mitwelt von Nutzen sein sollten.“ —

Die Erhebung zu so hoher glanzvoller Würde bewirkte in Gerbert's sanftem, bescheidenen, leutseligen Wesen keinerlei Veränderung. Jedem seiner Söhne blieb er was er seither war, ein stets theilnehmender Freund und Mitbruder, und auf keinen andern Vorzug wollte er stolz sein als auf den eines liebevollen und geliebten Vaters. Seine in der neuen Würde rastlos fortgesetzte literarische Thätigkeit beweist zur Genüge, daß die veränderte Stellung und die Erfüllung der schweren Pflichten, die sie auferlegte, in seinem wissenschaftlichen Leben und Streben nichts zu ändern vermochten. Im Gegentheil, jetzt erst konnte seine vorzügliche Gabe, die Geister zu prüfen und jedem Talent den passendsten Wirkungskreis anzuweisen, zur vollen, dem Ganzen ersprißlichen Anwendung kommen.

Um die Mittagsstunde des 23. Juli 1768 war Gerbert wie gewöhnlich in einem abgelegenen Büchersaal in seine Studien vertieft, ohne Ahnung einer schwerdrohenden Gefahr. Zum Glück fand man ihn, ehe es zu spät war. Ein Brand war ausgebrochen, und das Stockwerk über dem sich der Fürstabt gerade befand, stand schon in vollen Flammen. In kurzer Zeit waren die Kirche, das Kloster, die schöne und überaus reiche Bibliothek und selbst die an das Kloster anstoßenden Gebäude von dem wüthenden Elemente verzehrt. Die werthvollsten Urkunden, sowie die Kostbarkeiten, konnten glücklicher Weise geflüchtet werden. Sie waren nämlich



wenige Wochen vorher, als der Blitz in's Kloster geschlagen hatte und Feuersnoth drohte, eingepackt und zufällig noch nicht wieder ausgepackt worden.

In dieser für St. Blasien so herben Prüfungsstunde zeigte sich Gerbert's Charakter in schönstem Lichte. In frommer Ergebenheit, in demüthigem Vertrauen dem Rathschluß der Vorsehung sich <sup>[11/12]</sup> unterwerfend, versäumte er doch keinen Augenblick. Noch hatte das Element nicht ganz ausgetobt, da stand Gerbert mitten in den rauchenden Trümmern und zeichnete bereits den Plan zum neuen Gotteshause. Ein weites Feld öffnete sich für sein hervorragendes Organisationstalent und seine Energie. Es dauerte nicht ganz drei Jahre, so waren schon so viele neue Wohnungen erstanden, daß Abt Martin seine durch das Brandunglück zerstreuten Söhne von Neuem um sich versammeln konnte. Dann schritt er zum Bau der neuen Kirche und der übrigen Gebäude. Nichts sollte bei jener gespart werden an Reichthum und Pracht, auf daß mitten in dem einsamen Thale des Schwarzwaldes ein würdiger Tempel des Allerhöchsten sich erhebe.\*)<sup>1</sup>

Außer der Kirche lag Martin ganz besonders am Herzen die Neuherstellung der Klosterbibliothek. Es ist fast unglaublich, in wie rascher Zeit er wieder eine so großartige Sammlung der ausgezeichnetsten und seltensten Werke in den prachtvollen hiefür bestimmten Räumen des Stiftes herzustellen wußte. Auch in dieser wie in andern Beziehungen scheint es, als ob die Katastrophe von 1768 nur dazu zu dienen bestimmt war, das altherwürdige Stift einem verjüngten Dasein mit erhöhtem Glänze entgegenzuführen.

So unablässig und rastlos Martin diesem Ziele auch zusteuerte — mehr als aller äußere Wiederaufbau lag ihm der innere geistige Aufbau seiner klösterlichen Gemeinschaft am Herzen. „Ihr, meine Brüder“, sagte er in einer seinen Söhnen gewidmeten Schrift, „ihr seid der lebendige Tempel des Herrn! Nicht so fast bekümmere ich mich um die Errichtung eines neuen materiellen Tempels, als um Euch und Euer Wachsthum <sup>[12/13]</sup> in der Gottseligkeit. Dieß ist mein einziger väterlicher Herzenswunsch, den ich alle Tage vor Gott ausschütte.“ Schon beim Antritt seines Vorsteheramtes hatte er seinen Ordenssöhnen rührend an's Herz gelegt: „Zwischen mir und Euch besteht das engste Verhältniß des Glückes oder des Unglückes; ich weiß, daß mein ewiges Glück von dem eurigen abhängt; ich weiß, daß ich verbunden bin, Euch nicht nur gute Lehren zu geben, sondern auch von dem, was ich Euch lehre, ja selbst von euerem Gehorsam, dem höchsten Richter Rechenschaft abzulegen.“ Um seine Söhne im Geiste und nach der Regel des heil. Benedict leiten zu können, machte er

<sup>1</sup> \*) Der Bauplan der Kirche von St. Blasien, dem das Muster della Rotunda zu Rom zu Grunde liegt, ist von Dixnar und Pigage gefertigt. Ihre Länge beträgt 112, ihr Durchmesser mit den Mauern 134, die Höhe bis an die Fresken der Kuppel 108 Fuß; den Chor zieren 20 hohe Säulen. Die Kirche war 1781 vollendet, die Einweihung wurde bis 1783 verschoben, weil es dann gerade acht Jahrhunderte waren, seit das Kloster St. Blasien als selbstständige Abtei die Charta regia des Kaisers Otto I. erhalten hatte (5. Juni 983 in Verona gegeben). Gerbert's Pracht-Tempel steht noch, freilich im Innern und Aeußern stark — reducirt, immer noch ein sprechendes Zeugniß für die religiöse Begeisterung, die Opferfreudigkeit und den Kunstsinn des Erbauers.

letztere zum Gegenstande seines täglichen Studiums und seiner Betrachtung, prägte er sie in seinem eigenen Leben aufs Treueste aus, weßhalb er auch im Stande war, sie seinen Ordensgenossen täglich als Spiegel vorzuhalten. Es geschah mit jener väterlichen Sorgfalt und Liebe, mit jener Zartheit und Schonung, wie sie der heil. Vater Benedict ganz besonders von Klosterhirten verlangte. „Wie oft schlug uns nicht das Herz innig und warm“, sagt einer seiner St. Blasianer Söhne\*)<sup>2</sup> „wenn dieser liebe Vater von den Pflichten unseres Standes mit uns sprach, wenn er uns an gewissen und bestimmten Tagen die schönsten Anmerkungen über die Regel machte, die wir am Altare beschworen; wenn er uns, nicht im stürmenden Tone des Gebieters, sondern wie ein zärtlicher Vater, zurief: „Söhne! liebet Gott, fürchtet ihn, dienet ihm mit Freuden! Lasset die Feinde unseres Standes toben! Suchet nur Gott auf Eurer Seite zu haben; denn wehe uns, wenn wir und unser Stand vor Gott ebenso verhaßt wären, wie wir es vor vielen Menschen sind.“

Um sich selbst zu heiligen und Andern das Beispiel wahrhaft klösterlichen Lebens zu geben, hielt sich Martin oft und gerne in der Einsamkeit auf. Dort war es, wo er den Geistesübungen obliegend auch die Ermahnungsreden an seine Söhne verfaßte.

Wenn er nach solchen geheiligten Stunden unter die Seinigen trat und ihnen die Liebe zum göttlichen Gesetze einprägte, glühende Begeisterung in Blick und Wort; dann erschien er ihnen, wie sie bezeugen, als ein zweiter Moses. Aus den Stunden einsamer Betrachtung sind mehrere seiner erbauenden Schriften für <sup>[13/14]</sup> Ordensleute hervorgegangen; so seine „Acht tägige Einsamkeit oder geistliche Uebungen u. s. w.“; seine „Praxis der Regel des heil. Benedict“, und endlich das Buch: „Ueber das Erhabene im Evangelium“, eine Schrift, die bei seinem Tode gerade unter der Presse war.

Gerbert hielt sich unverbrüchlich streng an seine Tagesordnung. Die drei ersten sehr frühen Morgenstunden seines Tages gehörten dem innerlichen und beschaulichen Gebete, der Vereinigung seiner Seele mit Gott, der genauen Prüfung seines Herzens, der Darbringung des heiligen Opfers, die er auch auf Reisen nicht unterließ.

Dann eilte er an seine gelehrten Arbeiten. Den ganzen Morgen sah man ihn, wenn er seine Kapelle verlassen, nur entweder an seinem Schreibtisch oder in der Bibliothek. Wenn ihn seine Regierungsgeschäfte nicht hinderten, so widmete er dem Studium in der Regel sieben und mehr Stunden des Tages. Fast in jedem Jahre seiner beschwerlichen Regierung verließ ein neues Werk von seiner Hand die St. Blasianer Presse.\*)<sup>3</sup> Noch auf dem Sterbelager führte er die Feder und schrieb seine letzte Schrift:

<sup>2</sup> \*) P. Johann Baptist Weis in seiner Trauer- und Lobrede auf Martin Gerbert. St. Blassen 1793.

<sup>3</sup> Schon unter seinem Vorgänger hatte Gerbert es dahin gebracht, daß das Kloster St. Blasien eine eigene Druckerei errichtete, die er dann, nachdem er selbst Abt geworden, bedeutend erweiterte. Es war dieß von überaus großem Werthe für die wissenschaftlichen Bestrebungen der St. Blasianer. Auch setzte es Gerbert in Stand, stets über einen Vorrath der von ihm und den Seinigen herausgegebenen Werke frei und bequem zu verfügen und durch Austausch derselben werthvolle Werke von anwärts zu erhalten.

„Ueber die gefahrvolle Lage der Kirche in der Gegenwart, besonders in Frankreich.“

Bei so hellleuchtendem Vorbilde im geistigen Leben und Streben konnten St. Blasians Söhne nicht müßige Zuschauer bleiben und versäumte Gerbert auch keine Gelegenheit, sie zum Fleiß in den Studien aufzumuntern und anzuspornen. Alle seine Unterredungen zielten dahin, Liebe zur standesmäßigen Arbeit ihnen einzuflößen. „Unser Stand“, sprach er, „ist ein Stand der Entsagung, ein Stand der Arbeit; und wir können den Vorwurf gewisser Leute, als wären wir unnütze Glieder des Staates, nicht besser von uns ablehnen, als wenn wir uns nützlich beschäftigen; unsere gelehrten Arbeiten müssen uns rechtfertigen.“ <sup>[13/14]</sup>

Gerbert ermangelte auch nicht, seine St. Blasianer auf die ruhmreiche Geschichte des Klosters hinzuweisen. Er erinnerte sie daran mündlich und schriftlich, namentlich in den Vorreden zu seinen Werken und bei jeder passenden Gelegenheit, wie ihre Vorfahren zu St. Blasien diese rauhen Gegenden des Schwarzwaldes nicht nur mit ihrem Gebet und ihrer Frömmigkeit geheiligt, sondern auch meistens mit der Arbeit ihrer Hände angebaut und fruchtbar gemacht; wie nützlich sie sodann ihre vom Gottesdienste und der Handarbeit übrige Zeit verwendet; wie sie in einem rohen barbarischen Zeitalter hier in dieser Einsamkeit die Wissenschaften gerettet und stets gepflegt; wie hauptsächlich dem St. Blasianischen Fleiße die Geschichte des elften und zwölften Jahrhunderts verdankt wird; welch' unsterblichen Ruhm sich St. Blasians Gelehrte, wie ein Otto, Berthold, Frowin, Hartmann und viele Andere schon in so früher Zeit erworben haben.

Gerbert's freundliche und gewinnende Art des Umgangs trug nicht wenig dazu bei, daß seine Liebe und sein Eifer für ernstes Studium im ganzen Stifte getheilt wurde. Hatte einer der Conventualen eine Arbeit unter der Feder, so war der gelehrte Fürstabt unablässig bemüht, ihm dabei behülflich zu sein: bald half er ihm auf der Bibliothek im Aufsuchen der Quellen, bald besuchte er ihn auf seiner Zelle, sah nach, sprach Muth ein, gab Rathschläge und Winke, zerstreute und löste die Zweifel. Ein Jeder hatte stets freien Zutritt zu ihm, konnte ihn fragen, sich Rath und Hülfe bei ihm holen. Keiner verließ ihn ohne neues Licht, ohne neue Lust zu seiner geistigen Arbeit in die Zelle und an den Studirpult mitzubringen. Hauptziel seiner unablässigen Aneiferung war die *Germania sacra*, jenes großartig angelegte Werk, welches nach seinem Plane bestimmt war, die Quellen für die kirchliche Geschichte von ganz Deutschland an's Tageslicht zu fördern und zum Gemeingut zu machen. Was wäre nicht bei einem solchen beharrlichen planmäßigen Eifer für die Wissenschaft, wie ihn Gerbert pflegte und zu dauernder Herrschaft brachte, nur allein für die Geschichte, die profane wie die kirchliche, zu erwarten gewesen, wenn nicht — so sehr bald nach Gerbert — über das so herrlich blühende, den Wissenschaften so treu dienende Gemeinwesen das Urtheil der Vernichtung gesprochen worden wäre? —

Gerbert's literarischer Ruhm stieg in Deutschland, Frankreich und Italien immer mehr und mit ihm auch der des Stiftes selbst. <sup>[15/16]</sup> Mit einer gro-

Ben Zahl von Gelehrten dieser Länder stand er in lebhaftem schriftlichen Verkehr. Von den verschiedensten Seiten erhielt er Besuche, darunter von namhaften protestantischen Gelehrten; die Liebenswürdigkeit und ächt fürstliche Gastfreundschaft, mit der er sie aufnahm, erhöhten natürlich nicht wenig den Glanz seines Namens und den Ruf des Stiftes. \*)<sup>4</sup>

Neben den Wissenschaften, namentlich der theologischen und historischen, besaß die Musik in hohem Grade seine Liebe. Ein vorzüglicher Kenner ihrer Theorie und Geschichte übte er sie auch praktisch und war selbst Komponist. Intime Freundschaft verband ihn mit Ritter von Gluck; beide Männer schätzten sich sehr hoch. Gerbert gesteht selbst, daß es ihn große Mühe gekostet habe, seine leidenschaftliche Liebe zur Musik in Schranken zu halten, und daß er gerade deßhalb vor Allem der heiligen Musik das sorgfältigste Studium habe widmen wollen.

Sein großes klassisches Werk „De cantu et musica sacra“ ist ein sprechendes Zeugniß für seine unglanbliche Ausdauer in der Forschung auf einem Gebiete, das, an und für sich äußerst schwierig, zu Gerbert's Zeit noch so wenig bearbeitet war.

Die Künste liebte er ungemein, das sagt uns seine Rotunda heute noch. Besonders unterstützte er die Glasmalerei und ließ diese Kunst von einem seiner Mönche erlernen und pflegen.

Nicht weniger leistete er den mechanischen und bildenden Künsten Vorschub, sowohl durch Unterstützung der handwerkkundigen Laienbrüder seines Stiftes, als auch dadurch, daß er armen Jünglingen der Umgegend die Geldmittel spendete, irgend eine Kunst, ein Handwerk, eine nutzbringende Fertigkeit zu erlernen, wobei er ihnen auch noch die Materialien und Werkzeuge beschaffte. Daher konnte Gerbert einmal im Scherze mit aller Wahrheit sagen: „Ich bin selbst ein Artist, da ich schon gar viel Lehrgeld gegeben.“

Das war freilich nur eine Art, wie sich der Reichthum seines Herzens an Liebe und Sorgfalt für das Wohl und das <sup>[16/17]</sup> Fortkommen Anderer offenbarte. Seine Wohlthätigkeit beschränkte sich keineswegs hierauf; sie schaffte sich nach allen Richtungen ihre Wege und Stege. Das wußten die vielen Armen und Bedrängten, die sich von Nah und Fern, und nicht bloß aus den niedern Ständen, an ihn wandten. Er gab nicht ohne die Verhältnisse der Bittenden zu prüfen; wo er sie aber geprüft, da unterstützte er großmüthig, reichlich, fürstlich, und doch, wenn irgend möglich, im Stillen. Die Linke sollte nichts davon wissen, was die Rechte that. Aber Vieles konnte er nicht ungesehen thun. Dahin gehören die herrlichen Stiftungen, die er machte. An mehreren Orten der St. Blasischen Herrschaft war die Seelsorge aus Grund der großen Entfernung vom Pfarrorte zu beschwerlich und nothdürftig gewesen. Gerbert löste solche Orte vom seitherigen Verband los und machte sie zu selbstständigen Pfarreien.

<sup>4</sup> \*) Man lese die enthusiastischen Beschreibungen solcher Besuche in St. Blasien, wie z. B. Sander (Reise nach St. Blasien, in Bernouilli's Sammlung kurzer Reisen, 8. Band); Zapf, Reisen in einige Klöster Schwabens.

Dann gehören hieher die vielen öffentlichen Armen-, Kranken-, Schul- und andere gemeinnützige Stiftungen, die er für seine Unterthanen in's Leben rief. So die Gründung und Dotirung eines Spitals, eines Arbeitshauses einer Waisen- und Sparkasse.

Nicht immer ist Undank der Welt Lohn, und nicht immer ist die Nachwelt so ganz uneingedenk dessen, was hochherzige Männer früherer Zeit gegründet und was für sie, die jetzt lebenden Generationen eine reichfließende Quelle des Segens geworden ist. Von den dankbaren Nachkommen derer, die einst unter Gerbert's „Krummstab gut geruht“ wurde dem erhabenen Fürsten im Jahre 1856 ein würdiges Denkmal gesetzt. Die ehemals St. Blasische Stadt Bonndorf, der Mittelpunkt Gerbert'scher Stiftungen hat dadurch nicht bloß den unvergeßlichen Fürsten und Wohlthäter; sie hat sich selbst in rühmlichster Weise geehrt. In diesem Augenblick feiert die gleiche Stadt in gleich dankbarer Gesinnung das hundertjährige Bestehen der von Martin II. gegründeten Waisen- und Sparkasse.

Gerbert's persönliche Erscheinung hatte unaussprechlich viel Würde, und der hohe Adel seines Charakters prägte sich in seinen edeln Zügen aus. Er imponirte, ohne es zu wollen, durch seinen liebevollen Ernst, seine edle Ruhe und zog die Herzen an sich durch großmüthige Güte, Sanftmuth und leutseliges Benehmen. „Er war mehr der Patriarch als der Beherrscher dieser großen Familie“, <sup>[17/18]</sup> sagt P. Weis, „er befahl um so nachdrücklicher, je mehr Bescheidenheit, Vaterliebe und Klugheit aus allen seinen Befehlen hervorleuchtete. Ja, seine stillen, bescheidenen Winke, seine oft nur halb geäußerten Wünsche, waren für uns schon Befehle, weil wir ihn kindlich liebten und hochschätzten.“

Bei all' diesem Glanze der persönlichen Erscheinung war Gerbert von ungeschminkter Demuth. Mehr als Einmal wollte er seine fürstliche Wohnung mit der einfachsten Zelle in der Clausur vertauschen und nur die einstimmige Bitte des Convents und die Rücksicht auf die Interessen des Stiftes konnten ihn davon abhalten, diesen Tausch in Ausführung zu bringen. In seinem Testament hatte er die Bitte ausgesprochen, ihn nicht in, sondern außerhalb der Kirche zu beerdigen. Der Convent, der ihm sonst so freudig gehorsamte, wurde ihm dieses Eine Mal ungehorsam — sein Wunsch wurde nicht erfüllt.

Gerbert's Ende viel in eine verhängnißvolle Zeit: in das Jahr 1793. Sein scharfer Geistesblick hatte mit Angst und Kummer die über die Kirche und die Staaten kommenden Dinge vorgesehen und eine innere Ahnung erfüllte ihn, daß der Sturm auch über sein geliebtes Stift hereinbrechen werde.

Gerbert's letzte Krankheit war eigentlich seine erste, denn er erfreute sich bis in das hohe Alter einer ausgezeichneten Gesundheit, wozu seine einfache Lebensweise gewiß Vieles beitrug. Im genannten Jahr befiel ihn ein acutes Brustleiden, dem er am 13. Mai 1793 erlag. Sein bei vollem Bewußtsein eintretender Tod war der sanfte eines wahrhaft Gerechten.

Dreizehn Jahre nach seinem Hingang ist das Stift St. Blasien der „Aufklärung“ zum Opfer gefallen, nachdem es durch ein Jahrtausend eine Pflanzstätte der Religion, der Wissenschaft und der Cultur

überhaupt gewesen. Was es in jeder dieser Beziehungen geleistet hat, das wird keine Zeitrichtung, mag sie sich einen Namen beilegen, welchen sie wolle, in Vergessenheit bringen können.

Mit St. Blasians unsterblichem Ruhme aber wird der Name Martin des Zweiten für immer verbunden sein.

---

[18/-]

— Ende der Abschrift. —

---